

(Nachdruck verboten.)

45] Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

Von Robert Schweißel.

In geringer Entfernung von dem Burghause des wilden Zeisolf, am Vorbach weiter aufwärts, liegt das Kirchdorf Oberstetten. Hier hatte der Rath von Rothenburg große Getreidevorräthe lagern. Die Bauern legten sogleich die Hand darauf und der Deutemeister Fritz Mölkner ließ es den Hohenlohe'schen Bauern des nahen Amtes Schrozberg, die kauslustig herbeiströmten, ausmessen. Ueber dem Handel trafen Abgesandte des Ausschusses daselbst ein. Es kamen Valentin Zelsamer, Hans Leupold der Beck, Kilian Etzlich, dazu Hieronymus Dffner und Christian Gains, welch' beide vordem in dem Aeußeren Rathe gesessen hatten. Diese letzteren, den Geschlechtern angehörig, mußten mit stillem Ingrimm zusehen, wie das städtische Getreide verkauft wurde; hindern konnten sie es nicht. Wie Zelsamer den Hauptleuten eröffnete, hatten die Abgesandten den Auftrag, die Bauern eidlich zu verpflichten, daß sie gegen die Entscheidung des Ausschusses nicht weiter sich setzten, sondern sie als unabweislich anerkennen wollten.

„Darüber läßt sich ja reden,“ meinte Leonhard Meßler. „Nur müssen die Herren sich halt die Müß' nit verdrießen lassen, mit uns zu reisen, dertweilen wir weiter ziehen! Wir haben halt Eile.“

„Freilich,“ bestätigte der lange Lienhart, „und mag dertweilen der Pfarrer Denner verhandeln. Nur das mücht' ich noch fragen: Wenn wir uns auch iho mit dem Ausschuß und der Gemein von Rothenburg vergleichen, luget, der Rath wird es uns nit vergessen, und auch die benachbarten Herren nit, deren arme Leut' zu uns getreten sind, daß wir sie durch unsern Aufruhr gezwungen haben zur Gerechtigkeit gegen uns. So müssen wir der Straf durch einen Rath immer gewärtig sein. Wie wollet Ihr uns davor behüten? Denket daran, Pfarrer Denner!“

Damit schwang er sich auf seinen Eisenschimmel und ritt zu dem Haußen der Rosenberger und Laudenbacher, welche die Vorhut bildend, schon ungeduldig des Zeichens zum Aufbruche harrten.

„Vorwärts, Ihr Brüder,“ rief er ihnen zu, „vorwärts! Aber horchet, lebendig müssen wir ihn haben, lebendig, den greulichen Mordbrenner! Was sollen wir mit einem todten Hund?“

„Braten wollen wir ihn bei lebendigem Leib, den Hund!“ scholl es ihm wild aus dem Haußen entgegen, der sich in Bewegung setzte, den langen Lienhart an der Spitze.

Knobloch gesellte sich zu ihm. Mit einer Kopfbewegung auf die nachfolgende Schaar deutend, fragte er: „Vermeinst Du, daß die mit ihren Senzen, Forken, Stachelkloben und rostigen Spießsen die Burg erstürmen werden?“

„Warum nit?“ fragte der lange Lienhart mit großer Ruhe und setzte mit einem Seitenblick auf ihn hinzu: „Leichter ist's freilich, Lumpen zu stürzen und Mädal zu tüßen. Die Hauptsache ist, daß sie den Fuchs in seinem Bau umstellen, bis daß die anderen nachkommen.“

Links auf der Höhe tauchten aus den Büschen die grauen Mauern von Hattenbergstetten auf. Die Schaar erhob ein Geschrei, das wild und leidenschaftlich wurde, als jezt bei einer Wendung des Weges, zu Füßen der Burg das Dorf sichtbar wurde, vor dem eine Brücke auf das linke Ufer des Vorbachs führte. Es war ein Anblick, der selbst starke Herzen erschüttern konnte, um wie viel mehr nicht diejenigen der Unglücklichen, die dort ihre Heimath hatten. Der größte Theil des Dorfes war eine Brandruine. Von einigen Häusern starrten die verkohlten Dachsparren schwarz gen Himmel, von anderen waren die Dächer ganz verschwunden und entweder in das Innere oder als brand-schwarze Nester auf die Gasse gestürzt. Hier schauten die Ringmauern aus leeren Fensterhöhlen auf die Verwüstung, dort waren die Wände geborsten, zusammengebrochen, oder nur Stücke noch, ein Herd, ein Rauchfang ragten aus den Schutthaufen. Jammer, Schmerz, Ver-

zweiflung der Armen brachen gewaltfam hervor und, als schlugen nur eben die Flammen aus ihren Hütten, Scheuern, Ställen, und es gälte noch zu retten, so stürzten sie, taub gegen alle Zurufe ihrer Hauptleute, nach dem Dorfe. Dort mochte man sie inzwischen gesehen haben, erwartet wurden sie gewiß schon längst; denn nun brach zwischen den Brandtrümmern ein dunkles Gewühl hervor und drängte über die Brücke den Kommenden entgegen: Frauen, Mädchen, Kinder, Greise. Welch' ein Wiedersehen zwischen den Ausgezogenen und ihren zurückgebliebenen Angehörigen. Wie sie einander in den Armen lagen, an den Händen hielten, in verworrener Hast, unter Thränen, Schluchzen, Klagen, zornigen Ausrufen, Flüchen, Nachschreien berichteten und hörten!

Die Laudenbacher, die beisammen geblieben waren, schauten mitleidig auf ihre unglücklichen Kameraden, und der lange Lienhart hielt bei ihnen und drehte ein über das andere Mal an seinem dicken Schnauzbart.

Und der Urjäger all' dieses Jammers und Elends saß unterdessen mit seinem Freunde Philipp von Finsterlohr in seinem Burgstall auf der Höhe, und beide spülten mit Wein das Mittagmahl hinunter, dessen Ueberreste noch auf dem Eichentische zwischen ihnen standen. Die Stube, in der sie saßen, schaute das wildschöne Vorbachthal abwärts und ersparte ihnen den Anblick des verwüsteten Dorfes. Junker Philipp weilte seit gestern auf der Burg; am Morgen waren sie auf der Schweinsjagd gewesen und liefen es jezt sich wohl sein. Der Laudenbacher war heraufgekommen, um mit dem Freunde Rath's zu pflegen, wie sie bei den täglich drohender sich gestaltenden Unruhen sich verhalten sollten. Zwar hatte er gegen seine davongezogenen Hinterlassen nicht die gleiche heimtückische Bosheit wie sein Freund sich zu schulden kommen lassen. Aber ein gutes Gewissen hatte auch er nicht; auch er hatte seine Hörigen hart gedrückt, um schlemmen zu können, und nun waren, dem Beispiele der Bürger von Mergentheim folgend, auch die Weitelshheimer in seiner nächsten Nachbarschaft aufgestanden. Er schlug vor, sich nach Würzburg in Sicherheit zu bringen, da sie mit ihren wenigen Knechten die Burgen gegen einen Anlauf der Bauern schwerlich halten könnten. Der wilde Zeisolf lachte ihn aus. Für ihn waren die Bauern nur ein feiges Gesindel, das auseinander stieben würde, sowie man ihm den gehörigen Ernst zeigte; sie würden es nicht wagen, ihre Burgen zu berennen. Auch hätten sie kein Geschick, und wollten die Rostmuden mit ihren Köpfen die Mauern einstoßen, so sollten sie es nur versuchen.

Der Leichtlebige Junker von Finsterlohr ließ sich durch die Zuvorsicht des Rothbartes gern beruhigen. Der Gegenstand wurde zwischen ihnen nicht weiter berührt. Es mochte aber durch ihn manches angeregt worden sein, was der wilde Zeisolf, vielleicht unbewußt, bei sich weitergesponnen hatte. Denn wie sie jezt bei dem Wein saßen, rief er plötzlich mit einem Faustschlag auf den Tisch: „'s ist ein hundsföttisch Leben! Und wer anders ist schuld an dieser Hoffärtigkeit der Rostmuden, als Kaiser May mit seinem ewigen Landfrieden. Wie soll der Bauer Respekt vor dem Edelmann haben, wenn er keine Furcht mehr vor ihm hat? Früher, gab's eine Fehde, fuhren wir dem Bauern ins Dorf mit dem Feuerbrand, trieben sein Vieh weg und schleppten ihn selbst fort, daß er auf unseren Feldern rackerte, oder warfen ihn in den Thurm, bis er sich löste. Mehr als einmal hat mein Vater selig Rothenburg Fehde angefangt und ist in der Stadt Dörfer gefallen. Ja, damals zitterte der Bauer noch vor uns. Und unser eigenes Fleisch wird schwach bei dem ewigen Frieden! Selbst der Götz mit der eisernen Hand, der sonst alle Arme voll Händel hatte, ist ins Maulloch getrocken, seitdem er vor drei Jahren aus dem Heidelberger Gefängniß mit 2000 rheinischen Gulden sich lösen mußte. Es war von wegen seinem Weistand, den er dem Herzog Ulrich gegen den Bund gethan hatte. Und der Thomas von Absberg, der Wolf von Siech, mein Vetter Kunz, der Hans von Embs haben auch zum letzten Mal in den Stunden gelegen, nachdem ihnen der Schwäbische Bund vor zwei Jahren den Waldstein gebrochen und niedergebrannt hat.“

Junker Philipp brach in ein lautes Gelächter aus. Das Stirnrunzeln Zeisolf's, dem der Wein das Blut ebenso schmeckt, wie jenen munter machte, zügelte sein Lachen nicht, und er

Der Durst in der Wüste.

Von Ch. L. Henning.*)

rief: „Du fängst Grillen, Freund, das kommt davon, daß Du hier einsam wie ein Schuhu hochst. Zum Henker, warum nimmst Du Dir nicht ein Weib? Ich wüßte eine, die zu Dir passen thäte.“

„Laß' mich aus,“ murzte der andere und trank.

„Nein, denn Du fängst an abzusehen. Hab's Dir erzählt, daß ich zum Fasching in Würzburg war. Die Blume war die Adalgunde von Thüngen, sah sie im Haus ihrer Mutter und schloß mit ihrem Bruder Adam Freundschaft. Du weißt wohl, daß er ein Vetter des Bischofs ist, des Herzogs in Franken, wie er sich nennt,“ setzte er lachend hinzu. „Ist ein fauber Frauenbild, die Adalgunde, und der Bischof hat einen Narren an ihr gefressen. Der Junge, der Wilhelm von Grumbach, scharwenzelte um sie herum. Er will hoch hinaus, aber er mag sich den Mund wischen. Der Adam giebt sie keinem Lehensmann seines Veters und am wenigsten einem jüngern Bruder, wie es der Grumbach ist. Ich will meine eigene Zunge fressen, wenn Du sie nicht kriegst, so Du nur willst.“

„Aber, zum Henker, ich will sie nicht,“ schrie Zeisolf.

„Weil Dir die Gabriele noch immer im Kopf herumspukt, was?“

Junfer von Rosenberg faßte seinen Becher bei der Mündung und stieß ihn mit solcher Gewalt auf den Tisch, daß der Wein zwischen seinen gespreizten Fingern hoch ausspritzte. Es glomm drohend in seinen blaffen Augen. Der Finsterlohr zuckte die Achseln und jener fragte: „Hältst Du mich denn für verrückt?“

„Nu, damals warst Du's und wolltest nicht auf mich hören; obgleich ich Dir voraus sagte, daß die Geschichte mißglücken müßte,“ erwiderte Junfer Philipp gleichmüthig. „Ich kann ja von Glück sagen, daß nicht ich selbst, sondern bloß mein Mantel dem rabiaten Gefellen in die Hände fiel. Verdammst hübsch ist sie ja, das muß ihr der Reid lassen.“

Der wilde Zeisolf antwortete nicht. In Sinnen verloren strich er sich wiederholt die beiden Backen seines rothen Bartes. Auch sein Freund schwieg. Wie er den Becher zum Munde führte, zögerte er und sah nach dem Fenster. Es war ihm, als ob sich draußen ein starker Wind erhob. Eben begann der Rosenberg wieder; so trank er und wandte ihm seine Aufmerksamkeit zu.

„Wer kennt sich aus in den Weibern? Du weißt, wie sie sich damals sträubte und schrie. Auch soll mich der Rath beim Kammergericht verklagt haben — an mich ist von dort noch nichts gelangt — und jetzt, wenn ich wollte — —“

„Nu?“ fragte Junfer Philipp gespannt und beugte, auf beide Ellenbogen sich stützend, den Oberkörper gegen ihn vor.

„Es ist halt zu toll,“ rief der wilde Zeisolf. „Meine Ruhme schreibt mir aus dem Kloster, daß die Gabriele sie besucht habe. Sie sei zwar sehr böse auf mich, aber doch nicht ganz abgeneigt, mir zu vergeben, wenn ich selbst sie darum bäte. Aber nicht schriftlich, sondern mündlich müßte ich es thun. Ich sollte sie wissen lassen, nämlich die Ruhme, wann ich zu ihr kommen wollte, sie würde dann bewerkstelligen, daß ich die schöne Gabriele träfe. Es sei aber von meiner Seite die größte Vorsicht notwendig; denn da inzwischen das Gartenpfortlein vermauert sei, müßte ich meinen Weg durch die Stadt nehmen.“

„Donnerwetter!“ rief der Junfer von Finsterlohr. „Und Du willst das Abenteuer bestehen?“

„Gelt, jetzt wär' ich nicht verrückt, wenn ich's thäte?“ verhöhlte ihn der andere. „Ich weiß noch nicht, was ich thun soll. Aber wie, wenn es eine Falle wäre, die mir die schöne Teufelin aus Rache stellte?“

„Im Kloster könnte man nicht an Dich!“

„Aber auf der Gasse.“

„Nun, sei es, wie es sei, sein eingefädelt ist's, bei meinem Bauch,“ rief Philipp von Finsterlohr und fuhr, beide Becher füllend, fort: „Die schönen Weiber sind gemeinhin die klügsten nicht; aber vor dieser Krämerprinzessin ihrem Kopf hab' ich alle Achtung. Stoß an, Zeisolf! Die schöne Gabriele soll leben, hoch!“

Sie stießen lachend an. Noch aber hatten sie die Becher nicht geleert, als einer von den Burgnedten mit verstörtem Gesicht in die Stube gestürzt kam und rief: „Gnädiger Herr, die Bauern kommen!“

„Was für Bauern, Du Tölpel?“ schnob ihn der Burgherr an und zetzte den Becher hin, während Philipp von Finsterlohr von der Bank aufsprang.

„Ich hab' von den unserigen etliche erkannt und auch andere sind's, alle mit allerlei Gewaffen,“ berichtete der Knecht.

„Wie Ameisen kribbelt's den Berg herauf.“

(Fortsetzung folgt.)

Es ist eine bekannte Thatsache, daß Völker, welche unter sehr primitiven Lebensverhältnissen und unter einem heißen und trockenen Himmelsstrich leben, im Ertragen von Hunger und Durst ungläubliches zu leisten im Stande sind. Ich erinnere nur an die Buschmänner, die Batsalahari und an die Tubustämme der Sahara, von denen Nächstigal eine so treffliche Schilderung gegeben hat. Von der eigentlichen physiologischen Wirkung des Durstes und von den verschiedenen Stärkegraden erzählt uns Nächstigal jedoch nichts. Um so werthvoller dürfte die Schilderung erscheinen, welche kürzlich Professor Mc Gee über den Durst in der Wüste gegeben, und die bis in die kleinsten Einzelheiten uns die Schrednisse jener furchtbaren Qualen vom ersten Verlangen nach Wasser bis zum Tode des Leidenden schildert.

Mc Gee unternahm im Jahre 1894 eine wissenschaftliche Expedition in das Gebiet der bis dahin kaum gekannten Papagos- und Seri-Indianer von Arizona und Sonora in Mexiko, und mußte dabei Gebiete passiren, die an Obde und Wassermangel mit der großen Sahara wetteifern. Er führt zunächst aus, wie im Innern Papagerias (dem Wüstenland von Arizona und Sonora) der Boden so heiß ist, daß dünn beschuhte Füße verbrannt werden; außerdem ist er so hart wie gebrannter Thon. Monatelang ist die Temperatur 45 Grad Celsius und darüber im Schatten und so trocken, daß ein Gefäß voll Wasser in einer Stunde verdunstet und kein Tropfen Schweiß auf Pferd oder Wanderer zu sehen ist. Die einzigen Pflanzen, die einer derartigen Hitze und Trockenheit Stand halten können, sind wasserführende Monstrositäten, wie Kakteen und Agaven, und die Indianer selbst haben hier das Aussehen halbgedorrter Mumien. Hier haust der Durst und in der Sonne bleichende Skelette und starrende Schädel legen Zeugniß von ihm ab.

Aber selbst in der Wüste giebt es verschiedene Stufen von Durst; sie steigen und fallen in dem Maße, wie es die Hitze und Trockenheit der Luft mit sich bringt. Im ganzen unterscheidet Mc Gee fünf Stufen des Durstes, deren erste nur die Vorstufe der vier anderen Stadien genannt werden kann. In der Vorstufe wird der Mund trocken und heiß; eine Spannung in der Kehle erzeugt eine unwillkürliche, schlüssende Bewegung und beugt das Kinn; die Stimme ist gewöhnlich heiser, das Genick schmerzt zeitweise und ein Gefühl des Unbehagens oder selbst der Aufregung zu lebhafterer Thätigkeit führend, stellt sich ein. Dieses Gefühl wird ausgleichend durch das Tragen eines Kieselsteines oder Zweiges im Munde, um den Speichelfluß zu reizen; es wird gemildert durch eine Spur von Wasseraufnahme oder irgend welcher Flüssigkeit. Die Gefühle sind noch theilweise subjektiv; ist das Wasser schmutzig oder überkühend, so genügt ein halbes Glas, und wenn ein Haar oder ein Insekt darin herum schwimmt, genügt noch weniger, obwohl die fieberische Aufregung sehr schnell zunimmt. Dies ist der „bellagensewerthe Zustand“ und kann vielfach bei Leuten, die in trockenen Gegenden wohnen, beobachtet werden.

Im zweiten Stadium der Trockenheit oder dem ersten des Durstes steigt das Fieber; der spärliche Speichel und Nasenschleim schäumen träge an Lippe und Zunge, kleben an den Zähnen, erschweren das Sprechen und machen die Zunge am Gaumen kleben. Man hat das Gefühl, als hätte man einen Klumpen in der Kehle, der mit dichten Schüüren aufgehängt ist, vom Kehlknoten gegen die Ohren hinaufziehend, und die Hand sucht instinktiv diese Wände zu lösen, kommt aber nur dahin, den Krugen zu öffnen und mehr Haut der Verdunstung auszusetzen. Der Kopf pocht rasch und mit jedem Schlage arbeitet das Genick, wobei die Schmerzen scheinbar das Rückgrat hinablaufen. Manchmal klingen die Ohren, dabei plötzlich den Ton ändernd, ähnlich demjenigen, wenn ein Untergrundzug in einen Tunnel einfährt. Die Einbildung ist launenhaft: grünen Blätterstauden und reizende Feen in der Entfernung zaubernd, obgleich sie halb blind in der Färbung ist. Das Gefühl der Unbehaglichkeit wächst zu starker Erregbarkeit, verbunden mit einer Art Mischung von Lethargie und krankhafter Thätigkeit. Wenn allein, ist der Durstende verdrießlich, stille, oft zu plötzlichem Selbstgespräch geneigt; wenn mit anderen zusammen, tritt eine erhöhte Sprechneigung ein, die aber nur ein Wort zum Gegenstande hat: „Wasser!“ In diesem Zustande ist das Gesicht zusammengefallen und gedrückt, die Augen blutunterlaufen und thränenvoll, die Bewegungen hastig und die Sprache lammisch wechselnd. Der Leidende gleicht einem wandernden Fieberpatienten ohne Pflege.

Dieser Zustand wird erleichtert durch den Genuß von 3—4 Litern Wasser, auf ein- oder zweimal getrunken, obgleich die Haut sich bei äußerlicher Anwendung von doppelt so viel dagegen sträubt. In diesem Stadium sucht der Wanderer ängstlich nach der „bisnaga“ — einer wild wachsenden Kaktusart, die giftfreies Wasser enthält —, schneidet die spinnwebartige Rinde durch und zieht den erstickenden, limonadeähnlichen Saft ein. Mc Gee bemerkt, daß die mexikanischen Nomaden es gelernt haben, den an Durst Leidenden davor zu bewahren, daß er zuviel auf einmal trinkt, da sonst unmittelbar der Tod eintritt. — Dies ist der Zustand der „beginnenden Verschmachtung“.

*) Aus der von Dr. R. Andree herausgegebenen Wochenchrift „Globe“ (Draunschweig, Verlag von F. Vieweg u. Sohn).

Der dritte Grad ist eine Verstärkung des zweiten. Der Mundschleim verwandelt sich in einen zähen, kollodiumgleichen Ueberzug, welcher die Lippen zusammenpreßt; das Zahnfleisch löst sich von den Zähnen, und das freiverdende Blut strotzt zu unregelmäßigen Klümpchen; die Zunge ist mit Schaum bedeckt, und die Sprache kommt heiser und schwierig, gleich einem unterdrückten Wellen, aus dem Munde. Der Kopf erscheint wie in Eisen eingespannt; wenn der Leidende seinen Hut abnimmt, tritt keine Erleichterung ein. Das Gesicht und das halbe Nackgrat gleichen einer stark gepreßten, geschwollenen Venle, durch die eine Lanzette gestochen ist; mit jedem Herzschlag fühlt man einen klopfenden Schmerz durch den ganzen Körper, mit hallucinatorischen Erscheinungen im Gesolge; ein Säusen und Knaden ist im Ohr fühlbar. Die Augen thranen, aber nur, um sofort zu vertrocknen, und der Augapfel tritt zurück. Gefühllosigkeit bemächtigt sich des Gesichtes, der Hände und schließlich des ganzen Körpers, und in dem Maße, wie diese zunimmt, steigert sich die Betäubung des ganzen Organismus. Am diesen qualvollen Zustand zu enden, ist auch hier Wasser das einzige Rettungsmittel, und man verschluckt es unbeschadet der Unreinlichkeit; aber die größte Vorsicht ist geboten, da eine Uebersättigung sehr leicht den Tod im Gefolge haben kann. McSee nennt diesen Zustand den der „zusammengeschrumpften Zunge“. Nach dieser Schilderung dürfte nachfolgend die ersten Stadien dieses letztgenannten Zustandes durchgemacht haben.

Mit dem vierten Stadium des Austrocknens der Gewebe beginnt eine neue Phase des Durstes; die kollodiumgleiche Bedeckung der Lippen bricht auf und fällt ab, es entstehen Risse in der Haut und dem darunterliegenden Fleisch, so daß verdicktes Blut und Serum ausgeschwitzt wird. Dieser Ausfluß verdunstet ebenso rasch, als er sich bildet, und der Rückstand vertrocknet an der Oberfläche der Haut. Jeder Hautriß ist eine sich entzündende Wunde, und das Aufbrechen der Haut nimmt zu, bis auch die Lippen davon ergriffen sind und geschwollene Massen von rohem und eiterndem Fleisch vorstehen. Gaumen und Zunge werden ebenfalls angefaßt und im Desirium, wenn die ausgeschwizte Flüssigkeit in Mund und Kehle tropft, erscheint die Gasse in der Wüste als Phantasiegebilde, als Kata Morgana. Die zusammengeschrumpfte Zunge schwillt schnell, sich gegen die Zähne pressend und die Kinnebadern auseinandertreibend. Die Finger greifen mechanisch über die geschwollene Zunge und Lippen, ohne irgend welches Gefühl herbeizubringen, bis auch sie selbst anfangen zu schwellen und aufzuspringen. Im Gaumen hat man das Gefühl einer schweren Masse, und traumhafte Erscheinungen stellen sich ein. In diesem Zustande ist keine Hilfe möglich, außer wenn Wasser äußerlich vorsichtig eingeschluckt wird. Dies ist der Zustand des Blutschwitzes.

Wie nun das zweite Stadium des Durstes verstärkt in das dritte übergeht, so das vierte in das fünfte und letzte. Die äußeren Symptome sind wenig verändert, nur nimmt die völlige Austrocknung des ganzen Körpers zu. Durstige Insekten versuchen sich überall auf den Geschwüren niederzulassen, die Schmeißfliege verjagt ihre Eier in Augen, Ohren und Nasenlöcher zu legen und der hungrige Geier freut sich, hoch oben in der Luft kreisend, auf ein leeres Mahl. Der bis zum Aeußersten erschöpfte Wanderer reißt sich das Haar vom Kopfe und greift in seiner Verzweiflung in Dornen und Kaktus, deren Stacheln ihm das Fleisch durchbohren, in der Hoffnung, ein lühendes Nah zu bekommen, bis endlich der Tod sein letztes thut. In diesem Zustande giebt es keine Rettung mehr.

Kleines Feuilleton.

— Die Zeichensprache. „Harpers Monthly Magazine“, die bekannte englische Zeitschrift, erzählt von einem Amerikaner, der zwei Monate in Wien zubringt und sich mit der Zeichensprache durchhelfen will, folgendes Geschichtchen: Er kam fliegend Englisch, Französisch kann er ein wenig und Italienisch in seiner Weise. Deutsch kann er aber gar nicht. In Wien bekam seine Füllfeder einen ihrer chronischen Anfälle von Verstopfung. Er blies bei einem Ende hinein und sog dann am anderen Ende. Dann schraubte er sie auseinander und versuchte, durch den spitzen Theil zu schauen. Nachdem er beide Theile wieder zusammengeschräubt hatte, klopfte er damit sanft und beharrlich auf das Löschpapier seiner Schreibmappe. Endlich ging er einige Schritte weit mit ihr und öffnete das Fenster, denn er wollte sie hinauswerfen. Er ließ sich dabei hineinziehen, einige kräftige Worte in lautem Tone zu sprechen. Und siehe da, als er es am wenigsten erwartete, begann die Feder plötzlich reichlich zu fließen, aber nicht auf sein Schreibpapier, sondern auf ein paar neue leichte Sommerbeinkleider, die er gerade zum ersten Male angezogen hatte. Daraufhin erleichterte er sich mit noch einigen kräftigen Worten. Er zog die Beinkleider aus, gab sich Mühe, ihnen das Aussehen einer Manuscriptrolle zu geben und trug sie eigenhändig in eine chemische Reinigungsanstalt, die er im Vorübergehen bemerkt hatte. Um zu erklären, daß die Flecken von Tinte und nicht etwa von Wagenfett herrührten, lenkte er die Aufmerksamkeit des Fleckenputzers auf ein Tintenfläschchen, das auf dem Tischschreibepulte stand. Er deutete zuerst auf die Tintenflasche, dann auf die Flecken im Beinkleide, nicht mit dem Kopfe und wiederholte einige Male: „sic“. Der Fleckenputzer war sofort Herr der Situation und antwortete: „Yah! Yah!“ Dann sagte der Amerikaner zur Verstärkung auch: „Yah! Yah!“ Sie lächelten beide befriedigt,

denn sie wußten, daß sie sich gegenseitig vollkommen verständigt hätten, und daß es ihnen gegliedert war, der „Verwirrung der Sprachen“ durch Einfühligkeit auszuweichen. Als dann der Amerikaner eine Woche später die neuen hellen Sommerbeinkleider aus der chemischen Reinigungsanstalt zurückbekam, waren sie — schön schwarz gefärbt. —

— Das Ende der schwedischen Urwälder. Die skandinavische Halbinsel gehört bekanntlich zu den waldreichsten Ländern des europäischen Kontinents. Industrielle Speculation und rücksichtslos europäischer Raubbetrieb haben in diesen reichen natürlichen Schätzen jedoch während der letzten Jahrzehnte demmaßen aufgeräumt, daß man sich in den forstlichen Kreisen des Nordens mit allem Ernste der Frage zugewandt hat, wie lange diese im großen betriebene Waldschlächtereie fortgesetzt werden kann, bis man überhaupt an der Grenze der Abtriebsfähigkeit angelangt sein wird. Da das ungemein langsame Wachsthum der neu angepflanzten Walddistrikte als ein Ersatz des alljährlichen Ausfalles nicht in Frage kommen kann, so gestaltet sich das statistische Fazit überaus trübe. Schon in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts wurde von sachmännischer Seite konstatiert, daß das jährliche Betriebsdefizit über zwei Millionen Klafter Holz betrage. Dieses Defizit hat sich in den letzten beiden Jahrzehnten jedoch noch verdoppelt, da dem jährlichen Verbrauch von 15 000 000 Klaftern Holz nur ein Zuwachs von etwa 11 1/2 Millionen Klaftern gegenübersteht. Einzelne Provinzen sind bereits jetzt von allem abtriebsfähigen Waldbestande entblößt, und in anderen steht ein gleiches Resultat für die nächste Zukunft zu erwarten. Alles in allem ist man in betheiligten Kreisen zu der Auffassung gekommen, daß an der Hand der bisherigen Wirtschaftsform nach 80 bis 90 Jahren überhaupt kein größeres Waldterritorium in Schweden zu finden sein wird. Das meiste Holz geht bei der kostspieligen Herstellung des feinen schwedischen Stahles darauf, dessen weltberühmte Güte lediglich darauf beruht, daß die Hochofen ausschließlicly mit Holzsohle beschickt werden. Auch die großen Sägewerke Norrlands verschlingen ungeheure Mengen der immer seltener werdenden Urwaldsriesen, ganz zu geschweigen von dem großen Uebersee-Export, der sich von Deutschland und England bis zu den waldarmen Distrikten Südafrika's erstreckt. —

Völkerrunde.

— Die Art, wie die Kalmücken im Gouvernement Stavropol ihre Nahrung zubereiten, schildert der Neue Petersburger Herald in folgender Weise: Brot backen die Kalmücken nicht. Ihre Hauptnahrung besteht aus gefallenem Vieh, ganz gleich ob Pferde, Rinde, Schafe oder Schweine. Es darf nur nicht geschlachtet sein. Es ist widerlich, so etwas mit anzusehen. Ein Stück Vieh, das schon einige Tage todt ist, verzehren sie mit dem größten Appetit. Verbreitet sich die Nachricht, daß irgendwo in der Nähe ein Pferd, eine Kuh u. s. w. gefallen ist, dann kommt Leben in die sonst so träge Gesellschaft, Männer und Weiber machen sich über den Kadaver her, wie die Geier über ein Aas. Man sieht es ihnen an, welche Lust ihnen der in Aussicht stehende Schmaus gewährt. Alles wird mitgenommen und nichts zurückgelassen. Doch meiden sie im Sommer das Pferdefleisch; es sei zu heiß, sagen sie; im Winter dagegen ist es ihre liebste Nahrung. Das Fleisch wird etwas abgelocht und dann mit großem Appetit verzehrt. —

Meteorologisches.

— Westindische Orkane. Alljährlich im Hochsommer treten in den westindischen Gewässern furchtbare Wirbelstürme auf. Die Orkanzeit beginnt im August und dauert bis zum Oktober. Aus den Veröffentlichungen des hydrographischen Bureaus in Washington ist ersichtlich, daß die tropischen Wirbelstürme im Atlantischen Ocean während des zwölfsährigen Zeitraums 1885 bis 1896 im Juni 6mal, im Juli 4mal, im August 16mal, im September 24mal und im Oktober 25mal auftraten. In dieser Zeit sind also die Schiffe, die die westindischen Gewässer und die Meere in der Nähe der Küsten Nordamerika's befahren, keinen Augenblick sicher, daß sie nicht von einem Orkan überfallen werden, weshalb die Schiffsführer sorgsam auf alle verdächtigen Anzeichen, die den Wirbelstürmen vorauszuweichen pflegen, achten müssen. Die westindischen Orkane sind im allgemeinen von derselben Art wie andere Wirbelstürme, nur daß sich das Centrum beim Beginn ihrer Wanderung stets bis zu einem gewissen Grade in westlicher Richtung bewegt, ganz in Uebereinstimmung mit der westlich gehenden Bewegung der Atmosphäre auf den niedrigen Breitengraden, wo diese Stürme entstehen. Ihre Ausgangspunkte liegen an der nördlichen Grenze des stillen Gürtels am Aequator, ungefähr zwischen dem zehnten Grad und zwanzigsten Grad nördlicher Breite, und somit östlich von den kleinen Antillen. In diesen Gegenden herrscht kein Gleichgewicht in den atmosphärischen Verhältnissen, es streben vielmehr häufig Ströme warmer Luft aufwärts, während die kühlere und demnach dichtere Luft mit Gewalt von allen Seiten herandrängt und die entstehende Leere ausfüllt, wobei sich der Wirbel bildet. Dieser Wirbel ist anfangs wenig umfangreich, wahrscheinlich unter 100 Seemeilen im Durchmesser, doch schwillt er schnell an, so daß der Durchmesser, je nach dem der Orkan höhere Breitengrade erreicht, 500 oder sogar 1000 Seemeilen groß sein kann. Einer der furchterlichsten Orkane, der jemals in Westindien stattgefunden, ging am 29. Oktober 1867 über St. Thomas hinweg. Am Morgen hatte das Wetter noch kein beunruhigendes Aussehen, bis um 11 Uhr das Barometer sank und der Sturm zu rasen begann, was

bis 1/2 Uhr dauerte, worauf eine halbe Stunde Windstille eintrat. Dann begann der Sturm von neuem, und zwar von der gerade entgegengesetzten Richtung. Bei dem ersten Sturme hat das Zentrum nicht die Insel erreicht, und es waren nur kleinere Fahrzeuge zu Grunde gegangen, doch jetzt bot der Hafen von St. Thomas in wenigen Minuten ein Bild ärgster Verwüstung. Die größten Schiffe wurden von ihren Ankerplätzen gerissen, trieben an Land und zertrümmelten. Die Bucht war bald von Bruchstücken überjät, und im Hafen hallte es von Hülserufen wieder. Im Laufe einer Stunde waren bei St. Thomas oder in der Nähe der Insel 60—70 Schiffe vernichtet worden, außer den Schiffen, die kleinere Schäden erlitten. Die Stadt sah fürchterlich aus, von den Häusern waren die Dächer gerissen, viele Gebäude lagen gänzlich zertrümmert. Der Leuchtturm war eine Ruine. Die Zahl der umgekommenen Menschen betrug 500. —

Aus dem Thierleben.

— Ueber eine Spinne, die in der „Falte“ einer sogenannten Insektenfressenden Pflanze lebt, werden von Borod in der „Nature“ interessante Beobachtungen veröffentlicht. Die Pflanze, um die es sich handelt, gehört zu den in zahlreichen Arten über das indische und australische Gebiet verbreiteten und auch in Madagaskar vorkommenden *Kanonepflanzen* (*Nepenthes*). Die Insektenfalle besteht hier in einem kannenförmigen Gebilde, das am Ende einer langen Ranke von der Spitze des Blattes herabhängt. In der Oeffnung befindet sich ein Dedel, der so gestellt ist, daß er das Einfallen des Regens in die Kanne verhindert, aber die Insekten nicht abhält, in die Kanne einzudringen. Um die Aufmerksamkeit der Insekten zu erregen, sind die Rannen häufig in ihren oberen Theilen auffällig gefärbt; durch Drüsen, die rings um den Rand der Oeffnung und auch an der Unterseite des Dedels verstreut sind, wird Honig ausgeschieden, der von den Insekten begierig aufgesucht wird. Unterhalb des mit Honigdrüsen versehenen Randes ist die innere Wand der Kanne so glatt, daß die Insekten, die leicht dorthin gerathen, unfehlbar auf den Boden der Falte hinabstürzen und in die dort befindliche Flüssigkeit fallen, die von gewissen Drüsen im unteren Theile der Kanne ausgeschieden wird und die Fähigkeit hat, thierische Stoffe zu verdauen. Man findet diese Flüssigkeit in der Regel mit den unverdaulichen Ueberresten von Insekten und mit solchen Körpern, die in Zersetzung begriffen sind, angefüllt. In den Kannen einer solchen *Nepenthes*, die in Nordborneo vorkommt, hält sich nur eine Spinne, *Misumona nepenthesicola*, auf, die zur Familie der *Thomisidae* gehört. Die Rannen sind bei der erwähnten *Nepenthes* art in Stücken unter dem Rande eingeschnürt. Gerade unterhalb der Einschnürung macht die Spinne ein leichtes Gewebe, das der Wand der Kanne anhaftet. Dieses Gewebe hat aber nicht die Bedeutung eines zum Fangen der Insekten bestimmten Netzes, wie denn die Spinnen aus der Familie der *Thomisiden* überhaupt nicht zu den Fangnetze machenden Arten, sondern zu den Wander- oder Jagdspinnen gehören. Das Spinnengewebe erstreckt sich vielmehr in diesem Falle nur als ein dünner Teppich über einen kleinen Theil der oben erwähnten glatten Zone der Innenvand der Kanne und ermöglicht es der Spinne, sich mit Sicherheit auf diesem für die Insekten so gefährlichen Boden zu bewegen. Hier lebt sie und pflanzt sich fort, indem sie zweifellos die in den Rannen hineintriehenden oder schon auf den Boden hinabgefallenen Insekten erhascht und zu ihrer eigenen Nahrung verwendet. Wenn man, um sie zu fangen, die Kanne gewaltsam öffnet, so versucht die Spinne, obwohl sie sehr flink ist, niemals durch die Mündung des Gefäßes zu entkommen, sondern läuft an dessen innerer Oberfläche hinab, um sich in die Flüssigkeit zu stürzen und, bei weiterer Verfolgung, auf deren Grund zurückzuziehen und sich unter den dort aufgehäuften Ueberresten von Ameisen, Schmetterlingen, Käfern etc. zu vergraben. Daß die Spinne der Einwirkung der Flüssigkeit kurze Zeit widerstehen und ihren Sitz im oberen Theil der Kanne wieder erlangen kann, wird erklärlich, wenn man bedenkt, daß es möglich ist, viele Spinnen und auch zahlreiche Insekten in Wasser und andere Flüssigkeiten zu tauchen und sie vollkommen trocken wieder herauszuziehen, und ferner, daß fast alle Spinnen, wenn sie sich von ihren Netzen herabfallen lassen oder der Beute nachspringen, sich die Rückkehr nach dem verlassenen Ort durch Ausschleudern eines Spinnfadens sichern. — (Voss. Jtg.)

Physikalisches.

t. Flüssiges Ozon. Das Ozon ist bekanntlich nichts als reiner Sauerstoff, nur gewissermaßen in einem mehr verdichteten Zustande als der gewöhnliche Sauerstoff. Ozon kommt als Gas in der Natur vor und kann wie alle anderen bekannten Gase und ebenso wie der gewöhnliche Sauerstoff auch mit den heutigen technischen Hilfsmitteln verflüssigt werden. Die Verflüssigung des Ozon gelang verhältnismäßig früh, wesentlich früher als z. B. die Verflüssigung der Luft. Schon im Jahre 1882 erhielten die beiden französischen Chemiker Hauteville und Chapuis zum ersten Male Ozon als Flüssigkeit von dunkler indigoblauer Farbe. Bisher aber ließ die Bestimmung der Temperatur, bei der das Gas sich in eine Flüssigkeit verwandelt, an Genauigkeit noch viel zu wünschen übrig, und so hat der bekannte Pariser Chemiker Troost neue Untersuchungen mit flüssigem Ozon gemacht, deren Ergebnisse er neulich der Academie der Wissenschaften in Paris mitgetheilt. Troost er-

dachte dazu ein ganz besonders gutes Verfahren zur Bestimmung der Temperatur, welches die Möglichkeit gab, die Temperatur innerhalb der Röhre, in der die Verflüssigung des Ozon vorgenommen wurde, bis auf einen halben Grad genau zu messen. Die Verflüssigung des Ozon wurde in der Weise vorgenommen, daß das Gas allmählig von der Temperatur einer Mischung von fester Kohlensäure und einem Chlorzale (79 Grad) durch den Einfluß von flüssigem Sauerstoff (181 Grad) langsam immer weiter abgekühlt wurde. Das Ozon bildete dann schließlich Tropfen von öligem Aussehen, die sich allmählig an dem Ende der Röhre zu einer Schicht von flüssigem Ozon sammelten. Durch die genauen Hilfsmittel gelang es, die Temperatur im Augenblicke der Verflüssigung mehrmals übereinstimmend auf 119 Grad zu ermitteln. —

Technisches.

— Gitterwerk, das in Form rhombischer Maschen aus Blech hergestellt wird und als Einlage zu Platten, Wänden, Fußböden aus Zement oder Gips, oder auch als Baum zu Einfriedigungen Verwendung findet, wird jetzt, wie der „Prometheus“ mittheilt, durch Verbesserungen an den Maschinen bedeutend einfacher hergestellt als bisher. Während es früher nöthig war, das Aufbiegen der Maschen aus der Blechtafel durch Einspannen von Schritten in dieselbe vorzubereiten und dann in besonderen Maschinen die Maschenform herzustellen, ist neuerdings in Liverpool eine Maschine gebaut worden, welche die Maschen aus der Blechtafel ohne Vorarbeit ausschneidet und dabei formfertig stanzt. Die Maschenbreite kann verschiednen groß gemacht werden. Die Maschine kann Blechplatten bis zu 6 Millimeter Dicke verarbeiten. Die Druckfestigkeit von Zementplatten ist nach den angestellten Versuchen durch das Einlegen eines Blechgitters von 76 Millimeter Maschengröße und 5 bis 6 Millimeter Breite der Wände, das aus einer 4 Millimeter dicken Blechtafel hergestellt war, um das Fünffachste gesteigert worden. —

Humoristisches.

— Ein echter Bergseer. „Was fehlt denn dem Müller eigentlich?“ — „Der hat sich drei Rippen gebrochen — er ist im Gebirge abgestürzt!“ — „So, so, ich glaubte schon, es wär ihm ein Malheur passiert!“ —
 — Von der „Schmiere“. Direktor (nach der Vorstellung): „Das geehrte Publikum wird gebeten, noch ein Beilchen sitzen zu bleiben! Die Königin Maria Stuart wird sich erlauben, um ein kleines Douceur sammelt zu gehen!“ —

Vermischtes vom Tage.

— Aus dem Museum schlesischer Alterthümer zu Breslau sind in der Nacht vom Freitag zum Sonnabend viele kostbare Münzen und Schmuckgegenstände gestohlen worden. —
 — Ein Märlergefelle der Weizthalmühle bei Sagan gerieth in das Mählwerk und wurde von den Zahnradern zermalmt. —
 — Im Krupp'schen Gußstahlwerk in Essen waren im Jahre 1897 21 032 Arbeiter und Beamte beschäftigt, gegen 18 723 im Jahre 1896. —
 — Sechzigtausend Mäuse wurden in der Gemarkung Oberflörsheim im Bezirk Hessen-Kassel während der Heuernte eingefangen. Für das Stück wurde ein Pfennig aus der Gemeindestaffe bezahlt. —
 — Seine Frau todtegeprügelt hat ein Landwirth in Psebanh nach einem heftigen Streit. —
 — In Wersetz (Angarn) wurde bei einem heftigen Orkan die Wand einer Kaserne ungerissen. Das Dach stürzte ein. Drei Mann wurden getödtet, zwei tödtlich verletzt und mehrere schwer verwundet. —
 — Auf einer Domäne bei Niques-Mortes (Frankreich) brach in der Nacht Feuer aus. Zwei Personen kamen in den Flammen um. Mehrere andere sind schwer verletzt. —
 — In eine brennende Rantichulfabrik zu Buteaux in der Nähe von Paris wollten drei Männer einbrechen. Sie berührten den zerrissenen Draht einer elektrischen Leitung. Von einem Strom von 24 000 Volt Stärke getroffen, stürzten sie todt zu Boden. —
 — Der Vesuv ist wieder stark in Thätigkeit. Die am 3. Juli 1895 entstandenen Seitenöffnungen stoßen seit einigen Tagen dicke Lavaströme aus, die in der Richtung nach Verrena fließen. Basalt-Explosionen und Aschenregen folgen kurz auf einander. —
 — Lomsin wird bald eine vollständige Universität, die einzige im asiatischen Rußland, haben. Im Herbst wird dort die juristische Fakultät, die bisher noch fehlte, eröffnet. —
 — Einer Meldung des „Berliner Tageblatt“ zufolge ist das chinesische Kriegsschiff „Futchi“ bei Port Arthur im Sturm untergegangen. 146 Personen ertranken. —
 — Eine Volkszählung soll in nächster Zeit in China ausgeführt werden. Die bisherigen offiziellen Angaben über die Bevölkerungszahl schwanken zwischen 325 und — 215 Millionen! —